

# Das Streichquartett als Band

Das Kaleidoscope String Quartet tauft im «Moods» das neue Album «Curiosity»

Das Kaleidoscope String Quartet hat sich einen Namen gemacht mit einem eigenen Sound, aus dem Einflüsse aus Klassik, Folk und Jazz herauszuhören sind. Nun tauft es im «Moods» das zweite Album, «Curiosity».

UELI BERNAYS

Zwei Geigen, ein Cello, eine Bratsche – gleich denkt man an ein klassisches Streichquartett und an Kompositionen von Haydn, Beethoven, Bartók. Was man allerdings vom Kaleidoscope String Quartet zu hören bekommt, erinnert nur da und dort noch an die grosse Tradition dieses sehnigen, leuchtenden, luftigen Klangkörpers. Die Musik dieses Ensembles treibt vielmehr hinaus in die Melodik von Folk, in den Drive des Swing und in die Wucht des Rock.

Die vier Streicher spielen Stücke aus eigener Feder. Diese sind zwar über weite Strecken ausgeschrieben, immer wieder aber wird auch Raum für solistische Improvisationen eingeräumt. Improvisationen – aha, das hat wohl etwas mit Jazz zu tun? Tatsächlich gewann das Quartett 2011 den renommierten ZKB-Jazzpreis. Dennoch passt die Etikette «Jazz» nur zum Teil.

## Abgrenzung und Identität

In Kunst und Musik führt der Weg zum eigenen Profil oft über Abgrenzungen. Deshalb wohl ist das Gespräch mit dem Bratschisten David Schnee und dem Geiger Ronny Spiegel oft von Negationen geprägt. Von «Crossover» etwa, wie ihn einst das berühmte Kronos-Quartett mit Interpretation von Jazz- und Rock-Stücken zelebrierte, will Schnee nichts wissen. Die Kreuzung von Traditionen und Stilen sei übel beleumdet. Sie gilt unterdessen als effekthascherisch und oberflächlich.

In ähnlicher Weise distanziert sich Ronny Spiegel von jenen klassischen Formationen, die in Klubs auftreten, um sich dann mit ein paar Kabinettstückchen aus Jazz oder Pop einem jüngeren Publikum anzudienen. «Ich habe an sich nichts dagegen; aber wir selber wollen nicht als klassisches Quartett wahrgenommen werden, das auch noch ein bisschen Jazz spielt.» Das wäre zu banal.



Das Kaleidoscope String Quartet mit Simon Heggendorn, Ronny Spiegel, David Schnee und Solme Hong.

SIMON TANNER / NZZ

«Wir behaupten aber auch nicht, ein Jazz-Quartett zu sein», sagt wiederum Schnee: «Wir leben in der Postmoderne, da gibt es einfach vielfältige Möglichkeiten der Kombinatorik.»

Dass die vier Musiker mit verschiedenen stilistischen Facetten spielen wollen, zeigt sich ja tatsächlich schon im programmatischen Namen: Kaleidoscope. Dabei setzten sie auf ihre je verschiedenen stilistischen Affinitäten. Die vier Virtuosen haben zwar ein klassisches Musikstudium absolviert, als freischaffende Künstler aber sind sie später verschiedene Wege gegangen.

David Schnee und Ronny Spiegel bilden zusammen mit Solme Hong am Cello die Zürcher Fraktion des Quartetts. Gegründet aber wurde es vor zehn Jahren vom Berner Geiger und Komponisten Simon Heggendorn, der seither auch den grössten Teil der Stücke geschrieben hat. Heggendorn hat neben dem Konservatorium auch die Jazzschule in Bern absolviert. Spiegel spielt

heute in Balkan-Folk- und in Klezmer-Bands. Schnee, der sich ebenfalls als Komponist profiliert, war Bratschist des Zürcher Galatea-Quartetts; er hat überdies Erfahrungen in der freien Improvisation gesammelt; heute leitet er auch einen Musiker-Pool für Filmmusik-Produktionen. Solme Hong schliesslich hat sich als Cellist in Rockbands bewährt.

Entscheidend für das Quartett sei nun, finden Spiegel und Schnee, dass ihre Stücke einerseits den Eigenheiten der vier Musikerindividualisten gerecht würden. Gleichzeitig sollen sie aber aus der Vierfältigkeit auch eine Einheit schaffen. Diesem Anspruch wird das Kaleidoscope String Quartet mit dem neuen Album «Curiosity» durchaus gerecht. Es beginnt mit der Heggendorn-Komposition «Sommer»: Die Geige stimmt ein synkopiertes Fugato an; eine nach der anderen setzen die drei weiteren Stimmen ein, verschränken sich, um sich im modulierenden Widerstreit bald auf ein schnarrendes Folk-Riff, bald auf

ein Pizzicato-Riff des Cellos zu einigen, über denen sich eine Geige solistisch entfaltet. Nach diesem rhapsodischen Auftakt sorgt das nächste Stück, «Winter», für einen besinnlich-ruhigen Kontrast mit klanglichen Finessen. Und schon zeigt sich, wie sorgfältig die Abfolge auf dem Album gestaltet ist. Auch ein einzelnes Stück wie Schnees «Triptychon» zeitigt musikalische Wechselfälle zwischen elegischer Zurückhaltung und auftrumpfender Dissonanz.

Schnee und Spiegel sind zufrieden mit «Curiosity». Allerdings finden beide, die Qualitäten ihres Quartetts zeigten sich erst in Konzerten richtig, die übrigens ebenso in Jazzklubs wie in Kammermusiksalen stattfinden können. «Immer wieder kommen Leute zu uns und loben unsere Ausstrahlung», sagt Schnee. Die sei vor allem darauf zurückzuführen, dass man live alles auswendig spiele – was für die vier Streicher viel schwieriger ist als zum Beispiel für Interpreten eines klassischen Solokon-

zerts. Und gerade für Spiegel und Schnee, die im Tutti die eng verbundenen Mittelstimmen übernehmen, erfordert das äusserste Konzentration. «Das Auswendigspielen ist für mich nie ein Selbstläufer», sagt Spiegel, «ich empfinde das jedes Mal erneut als Herausforderung.» Es sei ihm auch schon passiert, dass er aus Versehen in die Stimme des Kollegen Heggendorn gewechselt habe – weil er ohnehin alle Stimmen im Kopf behalten müsse.

## Die Eigendynamik

Ohne Noten vor den Augen aber wird das Zusammenspiel tatsächlich freier, offener. Jede Aufführung klinge wieder anders, sagt Spiegel. Das liege nicht bloss an den improvisierten Teilen. Vielmehr entwickle das Zusammenspiel eine Eigendynamik, die sich auf die Gestalt der Kompositionen auswirke. «Die Komposition ist ein guter Entwurf, aber nicht sakrosankt», findet Spiegel. Da das Quartett neue, eigene Werke spiele, gebe es keinen Zwang zur Werktreue. Und wenn man zuweilen den originalen Notentext der Stücke nach längerer Zeit wieder einmal hervorhole, werde ersichtlich, wie man sich durch die Aufführungspraxis entwickelt habe – etwa in Tempo, Dynamik, Phrasierung.

Die Instrumentalisten des Kaleidoscope String Quartet sind alle noch in weiteren Formationen engagiert. Man sei aber «richtig giggerig», wenn man wieder die eigene Musik spielen dürfe, sagt Spiegel. Und Schnee erklärt, dass sie in ihrem Quartett eben befreit seien von Verantwortungen gegenüber Traditionen und von Vergleichen mit anderen. Früher versuchten sie sich auch schon als Interpreten – so spielten sie auch Stücke des berühmten, stilistisch vergleichbaren Turtle Island Quartet. Es komme auch vor, dass man beim Proben Jazzstandards einstudiere oder, wie jüngst an der Seite des Jazzpianisten Joe Haider, quasi fremden Herren und Kompositionen diene. «Im Unterschied zu vielen Kollegen klassischer Streichquartette aber», sagt Schnee, «sind wir eigentlich keine Interpreten. Wir spielen eigene Musik – wie eine Rockband. Wir verstehen uns deshalb quasi als Streichquartettband.»

Kaleidoscope String Quartet: Curiosity (Traumton/Musikvertrieb). Konzert: Zürich, Moods, 29. September.

# Hochfliegende Burschenträume

«Sons of Sissy» und «Up» am Tanzfestival «Yeah Yeah Yeah»

Am diesjährigen Zürcher Tanzfestival «Yeah Yeah Yeah» zeigen gleich zwei Choreografien den Reiz und die Verschiedenartigkeit des Männertanzes auf.

ISABELLE JAKOB

Wenn im zeitgenössischen Tanz überhaupt ein eindeutiger Trend auszumachen ist, dann gehört die verstärkte Präsenz von reinen Männerstücken dazu. Erfreulicherweise standen am diesjährigen Zürcher Tanzfestival «Yeah Yeah Yeah» gleich zwei Arbeiten auf dem Programm, welche die Verschiedenartigkeit ebendieser Gattung aufs Schönste aufzuzeigen vermochten.

## Folklore und Wahnwitz

Die Gessnerallee beherbergt die österreichischen Choreografen Simon Mayer mit seinem Stück «Sons of Sissy». Als Bauernbursch wird der junge Künstler angepriesen, als einer, der volkstümliche Traditionen in ihre Bestandteile zerlegt und in kluger Manier neu zusammenfügt. Entgegen der partiellen Üppigkeit der alpinen Folklore ist der Büh-

nenraum bei «Sons of Sissy» vollkommen karg und lediglich mit einer kurzen Holzbank, einem niedrigen Schemel und einigen Instrumenten bestückt. Diese werden gleichberechtigt mit vier Tänzern in eine Choreografie integriert, die auf dem Schuhplattler gründet. Es handelt sich dabei um einen traditionellen Volkstanz aus Oberbayern, der sich durch Hüpfbewegungen und das Schlagen auf Schenkel, Fusssohlen und Knie auszeichnet. Es ist augenscheinlich, dass das Burschenquartett sowohl diesen Tanz als auch das Musizieren dazu bravourös beherrscht. Anfangs strotzen sie nur so vor volkstümlicher Heiterkeit, dann aber erfährt das Stück eine Kehrtwende, und die Männer werden zu wahnwitzigen und zeitweilig sehr gewaltsamen Tanz-Rabauken. Sie poltern im Kreis, keuchen und kreischen wie gereizte Kühe und bearbeiten mit den Händen ihre nackten Körper ohne Zimmerlichkeit bis zur deren Errötung.

«Sons of Sissy» ist kompromisslos, kraftvoll und trotzdem von einer erstaunlichen Fragilität.

## Der Traum vom Fliegen

Von dieser Archaik indes ist das zweite Männerstück, «Up», weit entfernt. Viel-

mehr wurden mit József Trefeli und Mike Winter zwei Choreografen in die Rote Fabrik eingeladen, die das Publikum mit einer ganz merkwürdigen, aber gezielt inszenierten Fröhlichkeit verwirren. Sechs Männer in schreiend bunten Kleidern träumen vom Fliegen – weit weg von den allgegenwärtigen Smartphones, Tablets und digitalen Freunden. Hoch hinaus wollen sie und setzen alles daran, einander mit körperlicher Hilfestellung in die erwünschte Sphäre zu bugsieren.

Dementsprechend hat das Choreografenduo eine Bewegungssprache kreiert, die sich stark am Fliegen und eben am «Oben» orientiert: Die Tänzer lupfen sich abwechselnd auf imaginäre Throne, lassen einander an senkrechten Wänden bis in die Höhe spazieren, wie Superman durch die Luft gleiten und wie die Schornsteinfeger bei Mary Poppins auf den himmelnahen Dächern tanzen. In «Up» bleibt das Fliegen nicht ein blosser Versuch, sondern wird als Choreografie mit mutig inszenierter Unbedarftigkeit zum wahr gewordenen Bubenrausch einer Männergruppe, deren penetrant inszeniertes Grinsen gleichzeitig irritiert und beglückt.

Zürich, Gessnerallee und Rote Fabrik, 26. September 2015.

# Im Labyrinth des Wahns

Kafkas Erzählung «Der Bau» am Theater Neumarkt

KATJA BAIGGER

Lodernder Blick, russgeschwärtztes Antlitz, fettige Haare und zu Krallen verunstaltete Hände: So steht Max Simonschek im Solostück «Der Bau» – nach der gleichnamigen Erzählung Kafkas – auf der Bühne, als dem Wahn anheimgefallenes Menschentier. Der bald 33-jährige Schauspieler hat den Text aufgesogen, um die Sätze nun auszusprechen, die Worte rasend auszusprechen, seinen Körper zu krümmen, mit der Faust gegen den Kopf zu schlagen. Schaut man ihm zu, wie er sich während der intensiven 70 Minuten an dieser scharfsinnigen, zeitlosen Parabel über eine von Bedrohungsängsten geplagte Gesellschaft abarbeitet, meint man, die fleischgewordene Neurose vor sich zu haben.

Dieses im stetigen Selbstgespräch befindliche Geschöpf verteidigt zwanghaft sein unterirdisches Gangsystem mit 50 gesicherten Plätzen, an denen es aus dem «süssen Schlaf des erreichten Zieles des Hausbesitzes» aufschreckt und ängstlich lauscht in Erwartung einer Gefahr. Das Menschentier zieht sich ins Reduit zurück, wo es Esswaren für den Ernstfall lagert. Bald baut es ein Überwachungssystem auf, denn: «Es sind nicht nur die äusseren Feinde, die mich bedrohen. Es

gibt auch solche im Inneren der Erde.» Mit dem Intendanten Peter Kastenmüller hat Simonschek die «unterirdische Männerphantasie» – so der mehrdeutige Untertitel – eingerichtet. Das im Text beschriebene Gedanken-Gefängnis haben die beiden passend umgesetzt: Beklemmend eng und dunkel ist es, eine Wand aus rohen Holzbrettern begrenzt den Raum nach hinten, davor liegt ein Erdhaufen, darüber hängt eine Glühbirne. Mal schimmert diese kaum, mal strahlt sie hell über Simonscheks Gesicht, mal erzeugt sie ein Schattenbild hinter seiner Gestalt. Unheimliche Projektionen entstehen und lassen assoziieren: Sind es Wölfe – oder doch Pistolen? Vielleicht beides; das Menschentier changiert zwischen Angriffs- und Verteidigungshaltung. Später zieht der Protagonist die Glühbirne zum Erdhaufen hinunter, sucht nach – eingebildeten – Wesen, die Zischgeräusche erzeugen. Wenn er in der Erde wühlt, röchelt, sich die Haare rauft, wird Simonschek eins mit Kafkas Erzählung. Dieser vollendete den Text nie. Es ist daher plausibel, das Stück mit wummerndem Dröhnen aus dem Off abrupt abzubrechen.

Zürich, Theater Neumarkt, 26. September. Weitere Aufführungen: 3., 27. Oktober, je 20 h.